

# Werte „ergreifen“ und Strategien kreativ leben Beobachtungen an einem Menschen mit geistiger Behinderung

Edgar Kellenberger

## Vorgehen und Ziel

In Prov 4,4 erinnert sich der Weise, wie er seinerzeit von seinem Vater erzogen wurde: Er unterwies mich und sagte: «Dein Herz ergreife (*tmk*) meine Worte. Hüte (*šmr*) meine Gebote und lebe!». Dass dieses „Ergreifen“ auf verschiedene Weise vor sich gehen kann, zeigen die 9 Belege des Verbuns *tmk* in den alttestamentlichen Proverbien.<sup>1</sup> Nicht immer ist dieses Ergreifen ein autonomer Akt;<sup>2</sup> die Proverbien bringen auch paradoxe Formulierungen oder gar ein eher passives Erlangen:

„Seine eigenen Vergehen fangen den Frevler, und er wird ergriffen von den Fesseln seiner Sünde.“ (5,22; siehe noch 11,16b MT). „Der Hochmut eines Menschen erniedrigt ihn, aber ein Demütiger wird Ehre erlangen.“ (29,23; siehe auch 11,16a). Eine solche Vielfalt ist kein Zufall, sondern gehört zur weisheitlichen Beobachtung und Erfahrung der *conditio humana*.

Heute lassen sich elementare anthropologische Gegebenheiten besonders gut am Verhalten von Menschen mit einer geistigen Behinderung beobachten. Bei ihnen wird oft sichtbarer, was wir – als der normativen Gesellschaft entsprechend – aus Konvention eher verbergen. Hier einige Beispiele, die ich als Vater unseres Sohnes beobachtete:

- Die meisten Kleinkinder reißen aus Neugierde Gegenstände herunter, die sie auf einem Tisch entdecken, und werden dann von den Eltern getadelt. Als unser Sohn wieder einmal vor dem Tisch stand, trat er von einem Bein aufs andere und sagte, die elterliche Stimme kopierend: „nicht herunterreißen, nicht herunterreißen!“ Selten lässt sich das «Eltern-Ich» so hörbar dokumentieren.
- Jahrelang schleckte er Zimmerwände ab – ein elementares Erkunden und Einverleiben von Grenzen, welche unsere Welt strukturieren und dadurch auch Sicherheit vermitteln.
- Als unterdessen 44-jähriger Erwachsener lebt er neben seinem offiziellen Alter gleichzeitig andere, weit differierende Altersstufen: Intellektuell etwa einem 8-Jährigen vergleichbar, zeigt er gemüthafte Züge eines 5-Jährigen, aber auch bereits Altersgebresten eines 80-Jährigen. Dies ist ihm nicht bewusst, ebenso wie wir kaum reflektieren, dass auch wir verschiedene Altersstufen gleichzeitig leben.

Im Folgenden soll das „Ergreifen“ von Wertvorstellungen anhand von Beobachtungen an einem Menschen mit einer geistigen Behinderung theologisch bedacht werden. Dass diese Beobachtungen den eigenen Sohn betreffen, mag methodisch fragwürdig wirken, da ein Vater

1 Von den insgesamt 21 alttestamentlichen Belegen begegnen 9 in Prov,4 in den Psalmen, 5 in den Prophetenbüchern sowie je 1 in Gen, Ex und Hiob. Zur Semantik siehe zuletzt Michael HELTZER, The Root *tmk* in Ammonite, Phoenician and Hebrew, Zeitschrift für Althebraistik 1995, pp. 140-143.

2 Autonom z.B. in 31,19: „(die Hausfrau) streckt ihre Hände aus nach dem Spinnrocken, und ihre Finger fassen die Spindel.“ Ausserhalb der Proverbien vgl. auch Gen 48,17 (Josef); von Gott gesagt: Ps 16,5; 41,13 usw.

sich von seiner subjektiven Sohnes-Beziehung nicht lösen kann. Dass Bernhard nicht unser biologischer Sohn ist, sondern adoptiert wurde, mindert hoffentlich den Mangel eines kritischen Abstands. Zudem besteht die Möglichkeit vergleichender Beobachtungen an andern Menschen mit derselben Behinderungsart.

Meine Hinführung zur gewöhnungsbedürftigen Behinderungswelt wird vorwiegend narrativ geschehen und beginnt mit einem biographischen Überblick. Meine väterlichen Beobachtungen und Reminiszenzen können und wollen nicht den sonst üblichen wissenschaftlichen Abstand einhalten, sondern möchten in ihrer assoziativ-lockeren Anordnung zu weiterer Reflexion einladen. Meine eigenen theologischen Reflexionen schliessen, meinen Interessen als Bibelwissenschaftler entsprechend, auch exegetische und historische Überlegungen zur biblischen Welt mit ein.<sup>3</sup>

## Das biographische Umfeld von Bernhard K.

Schon während der Schwangerschaft entschied sich die alleinstehende Mutter schweren Herzens, ihr Kind zur Adoption freizugeben, um ihm bessere Chancen zu ermöglichen. Bei der Geburt wurden zwar medizinische Anomalien beobachtet, doch die cerebrale Schädigung (mit körperlichen und geistigen Konsequenzen) liess sich erst nach einigen Monaten allmählich erkennen. Die ersten acht Monate verbrachte Bernhard im Spital; darauf wurde er von uns als kinderlosem Pfarr-Ehepaar aufgenommen, zuerst als Pflegekind, bis zwei Jahre später ein Adoptionsverhältnis unterschrieben werden konnte. Als Dreijähriger erhielt er eine Adoptivschwester, die im Alter von drei Monaten zu uns kam; und gemeinsam wuchsen sie mit uns in ländlichen und kleinstädtischen Pfarrhäusern auf. Seit seinem 18. Lebensjahr lebt er in einem Heim für Erwachsene mit einer geistigen Behinderung, aber verbringt monatlich zwei Wochenenden bei uns Eltern.

## Aufnahme von Beziehungen

Die ersten acht Monate im Spital bewirkten einen Hospitalismus, der unter anderem dazu führte, dass Bernhard keinerlei Reaktion auf akustische Signale zeigte. Denn im Spitalzimmer hatte er so viele Geräusche gehört, dass er nicht merkte, dass einige wenige ihn persönlich angingen. Dies änderte nach wenigen Tagen schlagartig, als ich ihn auf den Schoss nahm und ein Lied pfiiff. Nie werde ich seine grossen erschreckten Augen vergessen,<sup>4</sup> als er meinen Hauch auf der (wegen seiner Behinderung besonders sensiblen) Haut spürte und dank diesem Anhauchen erstmals erkannte, dass der gleichzeitige Ton ihn direkt betraf.<sup>5</sup> Mit diesem Schlüsselerlebnis war der sprachliche Kontakt zu uns hergestellt.

Trotzdem zog er sich noch jahrelang zuweilen in seine eigene Welt zurück, aus der er nicht einmal durch ein verlockendes Angebot – „willst du Schokolade?“ – herauszuholen war, sondern weiterhin wiegte er sich singend und zeigte keine Reaktion auf die gezeigte Schokolade. Es dauerte viele Jahre, bis sich solche autistoiden Züge verminderten.

<sup>3</sup> Hingegen ist meine pädagogische Kompetenz beschränkt auf meine Rollen als Vater und als Gemeindepfarrer, ohne dass mir die entsprechende Fachliteratur vertraut wäre. Ich danke den Verantwortlichen für unsern Sohn im Wohnheim für Menschen mit einer Behinderung, Frau I. Szir und Herrn M. Trauffer, für ihre Verbesserungen an meinem Manuskript.

<sup>4</sup> Wegen der Schädigung des Gehirns können die Gesichts-Muskeln zumindest anfänglich nicht eine Mimik produzieren, welche für Aussenstehende zweifelsfrei interpretierbar wäre.

<sup>5</sup> Darf man auf Joh 20,22 hinweisen, wo die Jünger den heiligen Geist durch ein Anhauchen Jesu empfangen (ἐνεφύσησεν)?

Seine typischen cerebralen Bewegungsstörungen benötigten Therapie. Tägliche Gymnastik-Übungen wurden durch uns Eltern durchgeführt, zu der wir durch Fachleute angeleitet wurden (Bobath-Therapie). Da ich als Landpfarrer untertags häufig im Haus präsent war, konnte ich diese Aufgabe gut mit erfüllen. Als dann Bernhards Sprachentwicklung einsetzte (wie alles andere zeitlich verzögert), irritierte uns die Beobachtung, dass Bernhard beim Erscheinen des Vaters „Mama“ sagte (bzw. beim alleinigen Kommen der Mutter „Papa“). Erst mit der Zeit merkten wir, dass diese Einwort-Sätze als Frage gemeint waren: Wo ist der andere Elternteil? Offensichtlich hatten wir den „Wert“ einer Paar-Beziehung vorgelebt: Bis heute geht Bernhard davon aus, dass zu jeder Frau ein Mann gehört, und *vice versa*.

Das Lernen von Gleichgewicht sowie von Kriechen und Gehen war nicht möglich, ohne dass wir Eltern Stimulantien einsetzten. Diese können bei einem antriebsschwachen Kind ihr Ziel nicht immer erreichen. Deshalb ging es nicht ohne bewusste seelische Grausamkeiten: Bernhard schrie erbärmlich, weil der Teller mit dem Brei nicht zu ihm kam, sondern aus therapeutischen Gründen am andern Ende des Zimmers blieb. Dass er zum Brei hin kriechen sollte, leuchtete ihm anfangs keineswegs ein. Dass diese Grausamkeiten keine sichtbaren Schäden anrichteten, erfüllt uns mit Staunen und Dankbarkeit. Gleichzeitig frage ich als Theologe, ob die geläufige Kritik gegen die alttestamentlichen Ratschläge zur „Züchtigung“ (*jsr* mit der Rute und mit Worten, durch Menschen und durch Gott) vielleicht allzu leichtthin ergeht.

Mit der (wiederum verzögert eingetretenen) Fähigkeit des selbständigen Gehens wurden die Turnübungen schliesslich überflüssig, und damit verlor Bernhard diesen intensiven Kontakt mit uns Eltern, den er offenbar doch hauptsächlich positiv erlebt hatte. Vor allem konnte er nicht akzeptieren, dass seine Eltern sich in seiner Gegenwart mit anderem als mit ihm beschäftigten. Durch einen längeren Kinderheim-Aufenthalt musste der 4-Jährige lernen, eine erwachsene Bezugsperson mit andern Kindern zu teilen – eine unentbehrliche Voraussetzung für den Besuch des heilpädagogischen Kindergartens im folgenden Jahr.

## Antriebsschwäche und Autonomie

Während der ganzen Schulzeit war Bernhards Antriebsschwäche ein Problem. Für seine Entwicklung war er darum angewiesen auf regsamere Schulkinder, welche ihn mitzogen. Gerade von diesen konnte er wertvolle Impulse erhalten. Damals wurden alle Kinder mit einer geistigen Behinderung in Sonderklassen unterrichtet; hingegen die (heute vielenorts favorisierte) Integration behinderter Kinder in Regelklassen – also zusammen mit nichtbehinderten Kindern – war um 1980 noch kein Diskussionsthema. Von dieser Erfahrung her ist bei heutigen Diskussionen nicht nur zu fragen, ob ein Teil der Kinder mit einer Behinderung von einer solchen Integration profitieren könne; sondern ebenso ob die schwächeren und deshalb in der Sonderklasse verbliebenen Kinder dann die Zeche zahlen müssen für die Integration der anderen, wobei deren Erfolg oder Misserfolg bekanntlich erst viel später beurteilt werden kann. Eine unerwartete Eigeninitiative Bernhards wurde deutlich, als er in einer heilpädagogischen Kleingruppe jeweils ungefragt das Zimmer verlassen wollte, sobald er voraussah, dass die Lehrerin ein anderes Kind wegen dessen Ungehorsam tadeln würde. Bernhards Harmoniebedürfnis ertrug kein Tadeln; er begann zu weinen, wenn er die Lehrerin ein anderes Kind tadeln sah.<sup>6</sup> Diese Not trieb ihn zur Eigeninitiative, das Schulzimmer zu verlassen. Hingegen selber getadelt zu werden, war für ihn weniger schlimm; er streckte seine Hand

<sup>6</sup> Die Unfähigkeit, sich von fremdem Leid abzugrenzen, gehört zum Phänomen des Autismus. Dasselbe gilt für Bernhards grosses Harmoniebedürfnis sowie für seine (weiter unten erwähnte) ausgeprägte Ordnungsliebe.

entgegen und verlangte einen symbolischen leichten Klapps, womit für ihn die harmonische Ordnung wieder hergestellt war. Als Alttestamentler frage ich mich, ob in ähnlicher Weise das hebräische *šlm* (im Pi'el-Stamm „bezahlen, ersetzen“ im Sinne von „wieder ganz machen“) zum *šalôm* führt.

Eine wertvolle Hilfe zur weiteren Entwicklung von Bernhards Eigeninitiative kam von einer Institution ausserhalb der elterlichen und heilpädagogischen Bemühungen, nämlich von einer Pfadfindergruppe für Kinder mit körperlichen oder geistigen Behinderungen. Bernhard fiel zunächst auf als besonders schüchternes und ängstliches Kind, das sich nichts zutraute, so dass sogar das Abbeissen einer Wurst ein Problem darstellte. Die jungen Leute, welche die Gruppe mit viel Begeisterung leiteten, waren eine Mischung von Zuverlässigkeit und Unbekümmertheit. Ihnen gelangen Dinge, von denen Eltern und Heilpädagogen „wussten“, dass dies bei diesem Kind mit Sicherheit unmöglich war. Doch weil die jungen Leute das nicht wussten, versuchten sie es auf gut Glück – und machten Unmögliches möglich. Auch wer z.B. unsicher auf den Füßen war, konnte lernen, durchs Walddickicht zu gehen und Holz für ein Feuer zu sammeln.

Weitere starke Impulse brachten zwei von Bernhard beobachtete Entwicklungsschritte seiner jüngeren Schwester: als diese am Sonntag plötzlich die Sonntagschule besuchte, und als sie später in der Schule mit dem Erlernen von Lesen und Schreiben begann. Wir Eltern wollten den Frauen des Dorfes, welche in der Sonntagschule biblischen Geschichten erzählten, Bernhard nicht aufbürden; jedoch Bernhard begann auf eigene Faust, diese Frauen zu fragen, bis sie Ja sagten. Dieselbe Hartnäckigkeit bewies Bernhard, als er unbedingt Lesen und Schreiben lernen wollte. Da die heilpädagogische Schule mit achtbaren Gründen andere lebenspraktische Lernziele favorisierte und wir die Schule nicht desavouieren wollten, konnte Bernhard seine Lern-Gier nur bei seiner Schwester stillen. Diese brachte ihm das Alphabet bei und erwies sich – an eigenen grossen Lernschwierigkeiten leidend – als grobe, aber erfolgreiche Lehrerin, womit sie zudem ihre eigenen Frustrationen über den Schul-Alltag verarbeiten konnte. Und Bernhard liess sich, um sein Ziel zu erreichen, die groben Methoden seiner machtbewussten Schwester klaglos gefallen.<sup>7</sup>

Einige Jahre später begann Bernhard, selbständig Listen zu schreiben: Personennamen, Ortsnamen, Esswaren. Jede Liste blieb thematisch gebunden; so ordnete Bernhard seine Welt. Ob diese intellektuelle Leistung als ein Ausfluss des elterlichen intellektuellen Milieus oder einfach als elementares Bedürfnis zur Orientierung in einer chaotisch erlebten Welt zu erklären ist, muss offen bleiben.

## Bernhards Umgang mit den Werten seiner Umgebung

Auch wenn Bernhard sich den Eintritt in die Sonntagschule sowie in die Welt des Lesens und Schreibens selber erkämpfen musste, so folgte er damit den Werten, die seinem Elternhaus wichtig waren. Ebenso deckte sich sein Interesse am Singen mit der Kultur seiner Eltern, welche diese seine Veranlagung weiter förderten.

Als Bernhard 18 Jahre alt wurde, sagten wir: „Du bist nun ein junger Mann, und junge Männer wohnen nicht mehr bei Vater und Mutter.“ Der Übertritt ins Behindertenwohnheim verlief darauf problemlos. Bald merkte er, dass ihm die neue Situation mit vielen Bezugspersonen

<sup>7</sup> Es sei erinnert an die oben erwähnten Fragen zum alttestamentliche Erziehungs-Ideal der „Züchtigung mit Worten“ (*jsr*).

mehr Freiheiten gewährte. Denn die eine Betreuerin war da etwas weniger streng, ein anderer Betreuer dort, wogegen die Eltern immer am selben Ort konsequent Nein sagten und sich nicht gegeneinander ausspielen liessen. Besonders gern hat er darum Praktikantinnen, welche sich am ehesten als noch „formbar“ erweisen.<sup>8</sup>

Anweisungen, die klar und deutlich gegeben werden, werden von Bernhard klaglos befolgt. Hingegen beachtet er diese nicht, wenn jemand sagt: „Könntest du vielleicht...?“ Offensichtlich nimmt er dann das Wort „vielleicht“ ganz wörtlich im Sinne von „vielleicht auch nicht“. Klare Weisungen werden von ihm als Ordnung empfunden, die er akzeptiert, weil er Grenzen als Ordnungsstruktur braucht und liebt. Höchstens versucht er, diese Grenzen noch um wenige Zentimeter zu seinen Gunsten zu verschieben, aber akzeptiert dann auch ein klares Nein.

Ein solches Austarieren praktiziert er auch gegenüber Forderungen des Behindertenheims, die ihm unsympathisch sind. Dazu gehört manuelle Arbeit, die Bernhard zuvor im Elternhaus derart fehlerhaft getan hatte, bis wir Eltern ihn wegen seiner mangelnden Feinmotorik davon dispensierten. Die Behindertenheime sind hier strenger; das derzeitige Heim lebt die Philosophie, dass jeder Mensch das Recht und die Pflicht habe, etwas für die Gemeinschaft zu tun. So musste Bernhard einen neuen Modus finden: Seine Priorität gilt dem Reden mit den betreuenden Personen, wobei er mit seinem Gemüt eine gute Stimmung bereitet und der Betreuungsperson persönlich etwas gibt. Gleichzeitig ist ihm klar, dass er auch manuell ein Minimum leisten muss, damit die Rechnung aufgeht. Wenn er kaum eine Beziehung zur manuellen Aufgabe zeigt, so folgt er damit den Werten seiner Eltern, die ebenfalls mehr mit dem Mund als mit den Händen arbeiten.

Zuweilen überrascht Bernhard auch durch neue Werte. Als er einen andern Betreuten zum therapeutischen Reiten (Hippotherapie) begleiten durfte, bekam er vom blossen Zusehen Interesse. Hartnäckig bestürmte er die Heimverantwortlichen, ob er auch reiten dürfe. Diese wollten auf Bernhards Anliegen aus Furcht vor den finanziellen Folgen für uns Eltern zunächst gar nicht eintreten bzw. es nicht an uns weiterleiten. Zudem war zuvor niemandem eine Beziehung Bernhards zu Tieren aufgefallen. Auch auch uns Eltern fehlt eine Beziehung zu Tieren, so dass wir mit Erstaunen die Einwilligung zur Realisierung dieses hartnäckigen Wunsches gaben. Seit Jahren geht er nun mit Freude reiten und hat eine Beziehung zu seinem Pferd. Allerdings muss er jedesmal seine grosse Angst überwinden, bis er mit Mühe und Not auf den Sattel gestiegen ist; doch nimmt er dies für sein geliebtes Ziel offenbar gern in Kauf.

## Religiöse und kirchliche Sozialisation

Das Gutenacht-Ritual (mit Gesang und zuerst noch säkularem Segenswort) und später das Gebet vor der gemeinsamen Mahlzeit waren durch ihre Regelmässigkeit Eingangstore.<sup>9</sup> Mit der Zeit ersetzten wir das traditionelle Kleinkinderlied durch Matthias Claudius' bekanntes Lied «Der Mond ist aufgegangen». Noch im Kindesalter wünschte Bernhard stattdessen plötzlich das Unser-Vater-Gebet, das er zu unserem Erstaunen selbständig beten konnte und auch konkrete Vorstellungen zum Inhalt zeigte. Wo und wie er dieses Gebet gelernt hatte, vermochten wir nicht herauszufinden; jedenfalls hatte er es bei unterschiedlichen Anlässen hören und sich einverleiben können.

<sup>8</sup> Die Heim-Verantwortlichen erleben allerdings auch das umgekehrte Phänomen, dass solche Praktikantinnen – analog zu den oben erwähnten Pfadfindern – Erfolge erreichen, von denen langjährige Betreuer zu wissen meinen, dass diese bei Bernhard unmöglich seien.

<sup>9</sup> Allerdings mussten wir ihm ebenfalls beibringen, dass nicht überall bei Tisch gebetet wird. Schliesslich sollte ihm die Mahlzeit auch dann schmecken, wenn wir mit ihm bei jemandem zum Essen eingeladen wurden, der kein Tischgebet pflegt.

Als Bernhard ins Behindertenwohnheim eintrat, beteten die Betreuungspersonen mit ihm das «Unser Vater»; Bernhard verlangte dies und achtete fast tyrannisch auf die kleinste Abweichung im Wortlaut. Möglicherweise hat er gleichzeitig einigen kirchenentwöhnten Erwachsenen den Wert dieses Gebets neu vorgelebt.

Unterdessen lebt Bernhard, veranlasst durch einen Wohnungswechsel der Eltern, in einem anderen Wohnheim, das einen anthroposophischen Hintergrund hat und vorwiegend andere Rituale gestaltet. Doch Bernhard ist es gewöhnt, dass der Heim-Alltag in vielem eine andere Kultur pflegt, als er im Elternhaus erlebt; und er trennt die beiden Welten strikt. Das «Unser Vater» gehört zur Welt der Eltern; wenn abends ein Heim-Betreuer dieses Gebet vorschlägt, will es Bernhard alleine beten und dokumentiert so die Trennung der beiden Welten von Elternhaus und Behindertenheim.

Zur Welt der Eltern gehört auch die regelmässige Teilnahme am Gottesdienst. Für Bernhard, der gerne Feste feiert, ist jeder Gottesdienst ein kleines Fest, weswegen er sehr gerne daran teilnimmt. Dies ist insofern erstaunlich, als die übliche Form des evangelisch-reformierten Gottesdienstes in der Schweiz im Blick auf Menschen mit einer geistigen Behinderung denkbar ungünstig erscheint: Die Gottesdienste sind wortzentriert mit einer intellektuell anspruchsvollen Predigt, ohne dass die anderen menschlichen Sinne (Augen, Körperkontakt) einbezogen werden. Doch Bernhard stört dies nicht. Ruhig sitzt er in der Kirchenbank, neben sich seinen obligaten Teddy-Bär haltend. Wichtig sind ihm die Kirchenlieder, ja die ganze Ordnung der Liturgie, deren struktureller Ablauf ihm vertraut ist. Unentbehrlich ist ihm das «Unser Vater», weil er hier ganz am Leben der Gemeinde partizipieren kann. Wehe, wenn dieses Gebet nicht zur rechten Zeit kommt; dann wird er unruhig oder geht gar nach vorn zum Pfarrer, ihn am Ärmel greifend: «Wann kommt endlich das Unser Vater?» In solchen Momenten gehorcht der sonst so gut lenkbare Sohn uns nicht mehr.

Seit einigen Jahren hat das elterliche Abendritual mit Bernhard eine stark ausgebaute Struktur erhalten. Nach einer extemporierten Erzählung des Vaters zu einem jeweils von Bernhard gewählten Stichwort kommen ein Dankgebet über den vergangenen Tag und ein Fürbittegebet für Menschen, die ihm wichtig sind. Bernhard betet hier frei, während sein Vater neben ihm sitzt. Den Abschluss bildet dann das gemeinsam gesprochene «Unser Vater».

Dieses Beispiel eines (dank glücklicher Umstände) gut sozialisierten Menschen mit einer geistigen Behinderung provoziert die Frage, welche Möglichkeiten einem Menschen ohne solche Sozialisierungsgelegenheit offen stehen. Mangelhafte kirchliche Sozialisierung geschieht häufig; denn viele Eltern, die mit einer unerwarteten Behinderung ihres Kindes konfrontiert wurden, bleiben dadurch verletzt und werfen dies insgeheim Gott und seinem „Bodenpersonal“ vor. Sie fühlen sich dann „von der Kirche enttäuscht“ – zuweilen auch berechtigterweise – und brechen den Kontakt ab.

## Ein Gegenbeispiel: minimale kirchliche Sozialisation

Bei Rolf N. ist die kirchliche Sozialisation unglücklich verlaufen.<sup>10</sup> Laut Aussagen seiner Eltern wurde ihm vom Priester die Erstkommunion verwehrt, worauf kein weiterer Kontakt mehr zustande kam. Nach Abschluss der Schulzeit lebte er weiterhin bei seinen Eltern und arbei-

<sup>10</sup> Zum Folgenden vgl. Edgar KELLENBERGER, Der Schutz der Einfältigen. Menschen mit einer geistigen Behinderung in der Bibel und in weiteren Quellen, Zürich 2011, pp. 41–43.

tete extern in einer heilpädagogischen Beschäftigungsstätte. Dort wurde er intensiv auch von einer Maltherapeutin gefördert, die sich für vieles wach zeigte, aber als Katholikin nur lose in ihre Kirche eingebunden war. Als eine Kirchgemeinde diese Beschäftigungsstätte zu einer Bilderausstellung – wenn möglich zur Thematik des brennenden Dornbuschs (Ex 3) – einlud, ging die Maltherapeutin darauf ein und las den Behinderten die biblische Geschichte vor.

Rolfs Reaktion war stark und unerwartet: Er empfand sofort die schwerwiegenden Konsequenzen des angekündigten Auszugs aus Aegypten und sagte in seiner leisen Sprache: „Das ist eine ganz traurige Geschichte! – Jetzt male ich die Leute, die traurig sind, weil sie sofort weggehen müssen. – Ich gebe ihnen ein langes Seil, damit sie einander nicht verlieren.“ So malte er sein Bild, ganz aus der eigenen Betroffenheit heraus.



Rolfs eindrückliche Beschäftigung mit der biblischen Erzählung zeigt kreative Züge, indem er z.B. das Seil erfindet. Vor allem aber stellt der 25-jährige Maler seine eigene Lebenssituation mit deren Unsicherheiten dar. Rolf ist nämlich daran, sich von seinem liebevoll besorgten Elternhaus abzulösen, und möchte aus eigenem Antrieb ins Internat seiner heilpädagogischen Arbeitsstätte eintreten. Das macht ihm, und auch seinen Eltern, verständlicherweise Angst. Welcher noch ungewissen Zukunft geht er entgegen? So wird die biblische Geschichte zu Rolfs eigener Geschichte; sie hilft ihm zur Verarbeitung seines autobiographischen Dilemmas.<sup>11</sup> Gleichzeitig macht ihn dieses Dilemma auch besonders sensibel für die Wahrheit, dass der biblische Exodus keinen triumphalen Zug von Befreiten, sondern einen risikoreichen Weg von Verunsicherten darstellt, die sich immer wieder zurück zu den Fleischtöpfen Aegyptens sehnen.

<sup>11</sup> Ein weiteres Beispiel ist die Äußerung eines 19-jährigen Menschen mit Trisomie 21: „Ich habe gerne biblische Geschichten von schwachen Menschen; denn es ist für mich nicht einfach, in einer Welt voller starker Menschen zu leben, die alles können.“

## Grundsätzliche Überlegungen zur Möglichkeit kirchlicher Sozialisierung

Die hier präsentierten ermutigenden Beispiele machen die Verantwortung deutlich, niemanden von diesem Kontakt mit der christlichen Tradition auszuschliessen, sondern allen die Gelegenheit zu vermitteln, dass sie diese Werte im Sinne von Prov 4,4 „ergreifen“. Dabei bleibt es letztlich ein Wunder, wenn Menschen sogar nach einer verunglückten kirchlichen Sozialisierung auf so eindrückliche Weise von einem Bibeltext bewegt werden. Es zeigt sich hier etwas von der Unverfügbarkeit des Wortes Gottes, das seine eigenen Wege zu den Menschen findet. Wo dieses Wunder geschieht, geht es oft in andere Richtung, als die kirchlich Verantwortlichen beabsichtigten. Dies zeigt die Grenze der zahlreichen menschlichen Bemühungen um erfolgsversprechende Strategien der Vermittlung christlicher Traditionen.

Auch Bernhards religiöse Entwicklung ist zum Teil in andere Richtungen gelaufen, als es den theologischen Prioritäten der Eltern entspricht. Die von ihm entdeckte Ordnung in der Liturgie steht nicht im Zentrum der von ihm erlebten Gottesdienste und der protestantischen Traditionen in der deutschsprachigen Schweiz, wo die Liturgie wenig Gewicht hat. Andererseits sind die vielen biblischen Erzählungen, die er seit früher Kindheit gehört hat, ohne sichtbare Auswirkung geblieben. In seinen zahlreichen Zeichnungen kommen nie solche Reminiszenzen vor; hingegen zeichnet er oft Kirchtürme mit mächtig schwingenden Glocken, was den Eltern nicht ebenso zentral ist.

Nicht nur die Ausrichtung, sondern auch das Ausmass einer kirchlichen Sozialisierung spielt eine erstaunlich geringe Rolle, wie das obige Beispiel des minimal sozialisierten Rolf N. zeigt. Menschen mit einer geistigen Behinderung können innerhalb des reichhaltigen Schatzes von biblischer Tradition Wesentliches schöpfen, ob ihnen viel oder wenig davon vermittelt worden ist. Mögliche Quellen sind einzelne Sätze, Bilder oder Motive, oder es mag durch gottesdienstliche Erfahrungen vermittelt sein.<sup>12</sup> Die Bibel selber ermöglicht Impulse, die stark genug sind, um auf fruchtbaren Boden zu fallen. Diese Impulse führen zu kreativen Aneignungen, die ins persönliche Leben integriert sind. Insofern werden biblische Aussagen „verstanden“, und nicht einfach nur mechanisch nachgeredet.

## Theologische Belehrung durch Menschen mit einer geistigen Behinderung

Die Vermittlung von Werten ist keine Einbahnstrasse, sondern ein partnerschaftliches Geben und Nehmen. Können auch Menschen mit einer geistigen Behinderung zu Lehrern werden? Die präsentierten Beispiele sind ermutigend für Glaubende; zudem sind sie auch für Exegeten aufschlussreich.

- Wenn Bernhard das «Unser Vater» zum Zentrum seiner Glaubenstradition erwählte, so macht er damit deutlich, dass Jesus dieses Gebet so formuliert hat, dass es einerseits für ein einfaches Gemüt aussagekräftig ist und andererseits von keinem Menschen ausgeschöpft werden kann. Dadurch ermöglicht dieses Gebet die Integration von Menschen mit einer geistigen Behinderung in die Gemeinschaft

---

<sup>12</sup> Weitere konkrete Beispiele in Edgar KELLENBERGER, Der Schutz der Einfältigen, pp. 47–48.

Jesu. Zudem fördert es – im Sinne von Lk 11,1 «Herr, lehre uns beten!» – die weitere Entwicklung des Betens. Bernhard ist gewiss nicht der Einzige, dessen Gebet durch die Schule des «Unser Vater» gefördert worden ist.

- Bernhards Vorliebe für Refrains und Wiederholungen als einer positiven Vertiefung muss Exegeten hellhörig machen für die häufigen Wiederholungen in biblischen, besonders in alttestamentlichen Texten.
- Wenn Rolf N. die Exodus-Überlieferung so elementar mit seiner eigenen biographischen Situation verbinden kann, so ist dies kein erstmaliges Phänomen. Bereits die biblischen Texte zeigen eine identitätsbildende Kraft des Exodusgeschehens, die sich über viele Jahrhunderte erstreckt und unter veränderten Situationen erneut hilfreich werden konnte. Dies wird von der Bibelwissenschaft zwar teilweise gesehen, wirkt sich aber in den zahlreichen literarischen und redaktionsgeschichtlichen Analysen von Ex 1–15 vielfach zu wenig aus.

## Geistige Behinderung im Alten und Neuen Testament

Wenn Menschen mit einer geistigen Behinderung aus der Bibel schöpfen und uns zu Lehrern werden können, so stellt sich umgekehrt die Gegenfrage neu, ob biblische Texte ebenfalls von diesen Menschen reden. Die überaus spärliche Quellenlage sollte uns dabei nicht abschrecken.<sup>13</sup> Über den Umweg der etwas breiter dokumentierenden mesopotamischen Literatur lässt sich nachweisen, dass Bezeichnungen für den „Toren“ ebenfalls für Menschen mit einer geistigen Behinderungen verwendet werden. Am eindeutigsten zeigt das Gilgamesch-Epos auf zehn Zeilen das Portrait eines solchen Menschen.<sup>14</sup> Im Alten Testament ist auf den *k<sup>e</sup>sîl* hinzuweisen, der dies zuweilen ausdrücklich von Geburt an ist (Prov 17,21.25; vgl. Sir 22,3 ἐν γεννήσει ἀπαιδεύτου). Eine mildere Form stellt der *petî* dar, der trotz seiner offensichtlichen Defizite auffälligerweise kaum je getadelt wird. Hingegen gilt der *k<sup>e</sup>sîl* in den erwähnten Belegen als ein Unglück und Gram für die Eltern. Dabei ist der soziologische Hintergrund zu beachten, dass die intellektuellen Träger der Proverbien-Überlieferung ihre berufliche Stellung (z.B. als Schreiber) an ihre Nachkommen vererben sollten, weswegen ein solcher Sohn die wirtschaftliche Zukunft die Sippe infrage stellte.<sup>15</sup> Diese Not, die nicht durch weisheitliche Erziehung vermindert werden konnte, wird durch die Proverbien realistisch zur Sprache gebracht, und zwar ohne jegliche Schuldzuweisung an die Eltern. Wer hingegen sein Brot in der Landwirtschaft verdiente, konnte geistig behinderte Nachkommen hier eher arbeitsmässig integrieren, wie dies in Europa noch bis vor wenigen Jahrzehnten und in Drittweltländern bis heute zu beobachten ist.

Im Neuen Testament fällt auf, dass Jesus sich zwar intensiv um Menschen mit einer körperlichen Behinderung kümmert, aber die Evangelien nie eine geistige Behinderung erwähnen. Möglicherweise ist dies damit zu erklären, dass die landwirtschaftlich nicht integrierbaren Körperbehinderten zwangsläufig zu Bettelarmen (πτῶχοι) wurden, im Unterscheid zu geistig Behinderten, die eher unter den Tagelöhnern zu suchen sind. Dies würde auch erklären, weshalb das Alte und Neue Testament solche Menschen nicht deutlicher erwähnen; wegen der

13 Zum folgenden siehe ausführlicher in der Monographie Edgar KELLENBERGER, Der Schutz der Einfältigen, passim, sowie zuletzt Edgar KELLENBERGER, Children and Adults in Antiquity and Modernity: Toward a Biblical and Sociological Model, in: CrossCurrents 2013, pp. 449–472.

14 X 270-278; siehe z.B. Andrew R. GEORGE, The Babylonian Gilgamesh Epic. Introduction, critical edition and cuneiform texts, Oxford 2003. Die akkadische Bezeichnung für diese Menschen lautet *lillu*; vgl. dazu die einschlägigen Lexika.

15 Bezeichnenderweise ist nie von einer derart behinderten Tochter die Rede, sondern stets von einem Sohn.

besseren Integrationsmöglichkeit in einer agrarischen Gesellschaft fielen sie weniger auf als in einer modernen Dienstleistungsgesellschaft, welche umgekehrt Körperbehinderte eher integrieren kann.

Hingewiesen sei jedoch auf die Ausführungen des Apostels Paulus zum paradoxen Wert der Torheit (μωρία) in 1 Kor 1,18-2,5 und 3,19.<sup>16</sup> In seiner Nachfolge wertete Augustinus, dessen anthropologisches Interesse sich mehrfach auch den Menschen mit einer geistigen Behinderung zuwandte, die *moriones* in diesem theologischen Sinn.<sup>17</sup> Er beschreibt einen *morio*, der als bekennender Christ Steine wirft gegen Lächerer Christi – sogar wenn diese „Herren“ sind. Augustinus qualifiziert diesen *morio* ausdrücklich als „berufen“, „prädestiniert“ und „geschaffen zum Hinweis, dass Gottes Gnade und der Geist, der weht wo er will, keine Art von Begabung bei den Söhnen des Erbarmens übergeht, aber bei den Söhnen der Hölle jede Art von Begabung (also auch deren Intelligenz) übergeht, damit, wer sich rühmt, sich im Herrn rühme.“<sup>18</sup>

---

16 Der amerikanische (pfingstlich orientierte) Theologe A. Yong entwickelte diese paulinischen Aussagen kreativ weiter zu einer eindrücklichen Skizze einer partizipativen Ekklesiologie, welche Menschen mit einer geistigen Behinderung als aktive Glieder mit einschließt. Siehe Amos YONG, *The Bible, Disability and the Church: A New Vision of the People of God*, Grand Rapids 2011, pp. 96–115.

17 Sämtliche Stellen, wo Augustinus Menschen mit einer geistigen Behinderung beschreibt und theologisch reflektiert, sind gesammelt und kommentiert bei Edgar KELLENBERGER, *Augustin und die Menschen mit einer geistigen Behinderung: Der Theologe als Beobachter und Herausforderter*, Theologische Zeitschrift der Universität Basel 2011, pp. 25–36. Siehe auch Edgar KELLENBERGER, *Children and Adults in Antiquity*.

18 AUGUSTINUS, *De pecc. mer.* I 32.